

das wird

„In Masuren ist der Krieg ganz nah“

Historiker Andreas Kossert erklärt Eigenarten der masurischen Grenzbevölkerung

Interview **Petra Schellen**

taz: Herr Kossert, ist Masuren Idyll oder gesunde Landschaft?

Andreas Kossert: Es ist ein Sehnsuchtsort, mit dem Polen und Deutsche den ewigen Sommer und den hohen Himmel verbinden. Zugleich steht es für das östliche Mitteleuropa – als Region, die Ablagerungen dramatischer Geschichte trägt. Über Masuren und Ostpreußen sind Kriege hinweg gegangen und nach 1945 ein fast hundertprozentiger Bevölkerungsaustausch. Es ist eine historische Grenzregion, an der man exemplarisch ablesen kann, wie Nationalismus am Ende zu Krieg, Vernichtung und Vertreibungen führte.

Das heißt konkret?

Ursprünglich lebten in Masuren vorwiegend polnischsprachige Einwanderer, vom preußischen Staat als Siedler angeworben. Mit der Reformation ab 1525 in Preußen wurden auch die polnischsprachigen Untertanen evangelisch. Das führte dazu, dass sie sich von ihren katholischen polnischen Nachbarn jenseits der Grenze entfremdeten und sich stärker mit dem preußischen Staat identifizierten. Mit dem aufkommenden Nationalismus verdrängten die preußisch-deutschen Behörden im Zuge einer rigiden Germanisierungspolitik den polnischen Dialekt. Die wichtigste Zäsur stellte aber der Erste Weltkrieg dar.

Inwiefern?

Ostpreußen war als einzige deutsche Region Kriegsgebiet, als russische Truppen große Teile der Provinz besetzten – was die Loyalität der Masuren mit Deutschland verstärkte. Der Erste Weltkrieg brachte den Durchbruch hin zu einer dezidiert deutschen Identität der masurischen Grenzbevölkerung.

... von der dann Hitler profitierte.

Ja. Masuren ist ein Paradebeispiel für das Scheitern der Weimarer Republik: Die vorwiegend ländliche Bevölkerung, die in einem nationalistischen Spannungsfeld lebte und unter der Wirtschaftskrise litt, hat ihr Heil im Nationalsozialismus gesucht und bei den letzten Wahlen 1932 mehrheitlich für Hitler gestimmt. Letztlich wurden sie so zu Totengräbern ihrer Kultur: Bei Kriegsende war Masuren einer der ersten Regionen Deutschlands, die von sowjetischen Truppen erobert wurde und viele zivile Opfer kostete. Hunderttausende Zivilisten flohen im Januar 1945 gen Westen. Wer blieb, wurde vertrieben oder von der kommunistischen Nachkriegsregierung polonisiert, ganz gemäß der Doktrin, dass Masuren immer polnisch gewesen und nun „zurückgewonnen“ sei. Abermals wurden die Menschen zum Spielball nationalistischer Interessen.

Wie gehen diese Menschen heute mit ihrer Geschichte um?

Seit Ende des Kalten Krieges entwickelt sich eine neue Identität. Anders als ihre Eltern und Großeltern fürchten die Menschen heute nicht mehr, dass die Deutschen zurückkommen – und beginnen sich für die deutsche Geschichte der Region zu interessieren. Es gibt viele regionale Initiativen, die etwa alte Dorffriedhöfe instand setzen oder die deutsch-jüdische Geschichte dokumentieren.

Sie selbst schreiben seit 20 Jahren Bücher über Masuren. Warum jetzt noch eine „Gebrauchsanweisung“?

Weil es eine spannende Freischwimmübung war, mal kein Sachbuch, sondern vielmehr eine Einladung zu schreiben, Menschen für Polen zu begeistern. Also einfach hinzufahren, sich für unsere Nachbarn zu interessieren. Gerade seit dem russischen Überfall auf die Ukraine ist es wichtig zu begreifen: In Masuren ist die russische Enklave Kaliningrad ganz nah und der Krieg – wie überhaupt in Polen – viel präsenter. In Masuren leben überall, auch in kleinen Dörfern, ukrainische Flüchtlinge. Nach Masuren zu fahren ist auch eine Begegnung mit der neuen Realität Europas im 21. Jahrhundert.

Lesung:

„Gebrauchsanweisung für Masuren“:
8. 6., 18.30 Uhr, Gästehaus der Uni Hamburg, Rothenbaumchaussee 34

Von **Bettina Maria Brosowsky**

Die Ausstellung erinnert auch daran, wie sehr die Gründung des Museums für Fotografie in Braunschweig seinerzeit eine Pioniertat war: Dass die Preisträger des 1994 ins Leben gerufenen von der Wüstenrot-Stiftung und dem Essener Fokwang Museum vergebenen Förderpreises für Dokumentarfotografie seit jeher hier gezeigt werden, liegt auch daran, dass damals weder in Berlin noch in Hamburg eine vergleichbare Institution auch nur in Planung gewesen wäre. Das Braunschweiger Museum hingegen wurde bereits am 2. Mai 1984 von einer Handvoll privater Foto-Fans als klassischer Kunstverein gegründet. Aktuell kann der Verein auf gut 150 verlässliche Mitglieder zählen.

Mit dem Preis werden alle zwei Jahre Foto-Absolvent:innen, die sich dem langen Atem komplexer Bildgeschichten verpflichtet fühlen, ausgezeichnet. Im 13. Durchlauf, der 2020 ausgelobt worden war, wurden vier Bewerber*innen geehrt. Das Procedere ist immer ähnlich: Absolvent:innen können sich mit ihrer Abschlussarbeit bewerben, oder Hochschullehrer:innen der einschlägigen Ausbildungsstätten schlagen Kandidat:innen vor. Eine internationale Jury wählt daraus in der Regel diejenigen aus, die Geld bekommen, um im zeitlichen Anschluss ihre Projekte umzusetzen. Thema 2020 war „Arbeit“ – ein Sujet mit langer Tradition in der fotografischen Dokumentation, im Gegensatz zum Bewegtbild des Films.

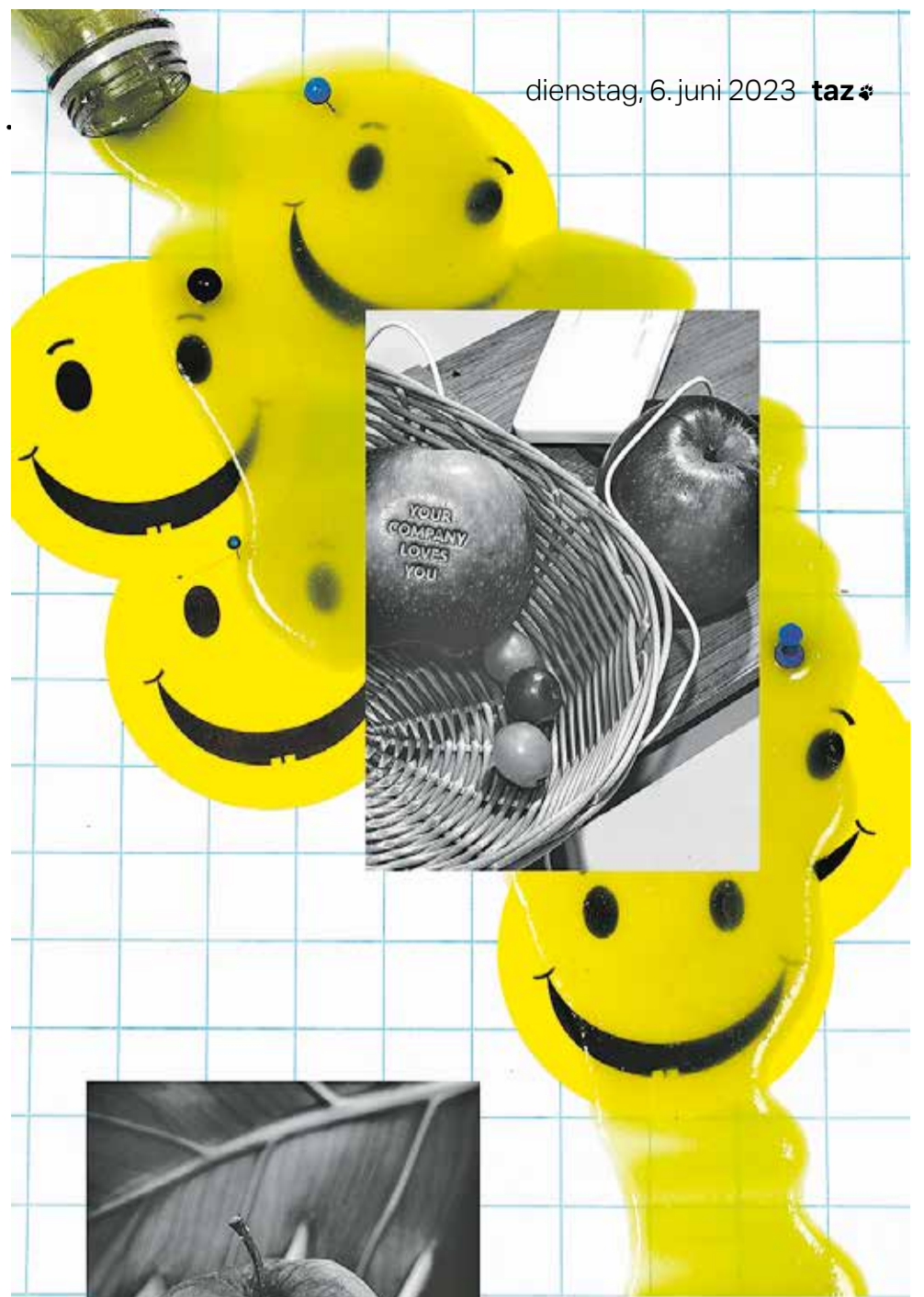
Aber: was ist heute eigentlich Arbeit, besser: Erwerbstätigkeit? Wie viele Bereiche des täglichen Lebens hat sich auch dieser Teil unserer Existenz radikal geändert. Heroische Bilder gewerkschaftlich organisierten Industrieproletariats am Werkstor oder während seiner schweißtreibender Maloche an schweren Maschinen: zumindest in Deutschland ließe sich heute so etwas nicht mehr produzieren – und fehlt somit in allen vier ausgestellten Förderprojekten. Am ehesten noch nähert sich Heiko Schäfer, Absolvent der Kunstakademie Düsseldorf, der industriellen Arbeit in einer Krefelder Textilweberei an, festgehalten mit seiner Schwarz-Weiß-Bildreportage „Disziplinierte Produktion“.

Aber er bricht das Thema bereits auf: Seine, durch Krankheit zusätzlich beeinträchtigte, Protagonistin arbeitet in einem prekären Beschäftigungsverhältnis und ist auf eine weitere Tätigkeit angewiesen. Als Grund derartigen Übels macht Schäfer die „Agenda 2010“ fest, die seit fast 20 Jahren einen Niedriglohnsektor in Deutschland etabliert hat. Schäfers Interesse gilt deshalb auch dem Phänomen der Tafel, in diesem Fall den „Krefelder Engeln“, die den sozialen Missstand durch Lebensmittelspenden verwalten, der Selbsthilfegruppe „Die KEAs“, die Rechtsberatungen durch die Hartz-IV-Bürokratie der Jobcenter anbietet und in einem Gespräch der Aktivistin Inge Hanneemann, die einst als Mitarbeiterin beim Jobcenter Hamburg-Altona die Sanktionspraxis verweigerte. Schäfer deckt so Strukturen einer noch konventionell anmutenden Arbeit auf, die aber niemanden mehr mit Stolz und Selbstbestätigung, geschweige denn, einem Lebensinhalt zu erfüllen vermag.

Prekär: Derart sind, so kann es eigentlich jeder wissen, die Arbeitsverhältnisse in der Textilindustrie in Südostasien. Die Produktion nicht nur unserer Billigmode ist seit Jahren in dortige Sweatshops ausgelagert, mit Katastrophen wie 2013 dem Einsturz der Rana Plaza Textilfabrik in Bangladesch, der weit über tausend Opfer forderte. Wie sehen die Arbeitsbedingungen heute aus? Sabrina Asche, Absolventin der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, recherchiert und arbeitet seit Jahren zum Thema, aber nicht als distanzierte Beobachterin.

Sie lebt seit 2014 immer wieder in Bangladesch, gab dort acht Textilarbeiterinnen Kameras in die Hand und ließ sie fotografieren. Über 3.000 Bilder mit schriftlichen Notizen entstanden – aber keines zeigt die Arbeitssituation, vermutlich nur in Nuancen gegenüber 2013 verbessert, selbst wenn die Frauen oft die Ernährerinnen ihrer Familien sind. Asche hat aus dem Bildmaterial eine große Installation gefertigt, teils mit Ausdrucken der Fotos auf dem leichten Futterstoff westlicher Kleidung. Sie will damit auch die „vestimentäre Kommunikation“ ins Visier nehmen, also nonverbale Äußerungen über Codes und Statusbotschaften einer sozialspezifischen Kleidung, die sich natürlich wenig um Produktionsbedingungen schert.

Mit einer großen Installation arbeitet auch Luise Marchand. Ebenfalls Absolventin der Leipziger Hochschule ist sie in Ber-



Die Wohlfühlwelt „New Work“ hat auch klebrige Seiten Collage: Luise Marchand

Absurditäten der Arbeitswelt

Mit langem Atem erzählte Fotografie-Dokumentationen – das ist, was der Wüstenrot-Preis fördert. Zu sehen sind die Ergebnisse der siegreichen Projekte in Braunschweig

lin in die neuen, perfekt emotionalisierten Arbeitswelten eingetaucht. In diesem „New Work“ scheint es noch nicht einmal mehr ansatzweise um Produktion zu gehen, es sei denn um die Herstellung eines „Wir-Gefühls“ und der „Liebe zum Team“, von der Marchand zufolge ständig die Rede sei.

In einem Video hat sie das „On-Boarding“, eine Art Aufnahme-ritual, in eine dieser Firmen über sich ergehen lassen und zugleich dokumentiert, und sei es, beim Robben durch den Schlamm, per Helmkamera. Um den Film zu genießen muss man sich allerdings auf einer Liege ausstrecken und hat den Bildschirm dann direkt über dem Kopf. Begleitende digitale Collagen widmen sich den vielen typischen Zusatzangeboten am Arbeitsplatz, etwa frischem Obst – mögen die Mitarbeitenden so auf ewig jung bleiben.

Recht klassisch wiederum kommt die Arbeit von Wenzel Stählin daher, fast müßig zu erwähnen: auch er studierte an der

Leipziger Hochschule. In Schwarz-Weiß geht er dem Verhältnis vom menschlich männlichen Körper zur nach wie vor männlich dominierten Architektur nach. Schon antike Theoretiker wie Vitruv zogen Parallelen zwischen Statur und Statik des Körpers und Tektonik des Bauens. Le Corbusier erfand ab 1942 sein anthropometrisches Maßsystem, den Modulor, ausgehend vom 1,83 Meter großen Mustermann, das er in seinen Bauten allerdings nonchalant unterließ. Stählin konfrontierte nun Architekturmodelle aus der Sammlung der TU München mit seinem nackten Körper oder Gesten der Hände, verleiht dem männlichen Selbstverwirklichungsdrang qua Architektur dadurch eine theatralische Absurdität – ein Wesenszug, der dieser Generation Dokumentarfotografie ja nicht ganz fremd zu sein scheint.

Wüstenrot-Förderpreis, Museum für Fotografie, Braunschweig. Bis 18. 6.



Der Weg zum Teambuilding führt durch den Schlamm Foto: Luise Marchand

der bären-glamour

Andere würden sie gerne abknallen. Nienburg aber ehrt Bären, wenn auch nur abwesende: Außer dem Spargelmuseum ist, eingedenk ihrer Abbildung im Stadtwappen, die Bärenlatze ein Highlight der Altstadt. Jetzt wurden sie frisch nachgemalert, die 500 Abdrücke auf 3,3 Kilometern.



Andreas Kossert
52, freier Autor,
ist Historiker,
Slawist und
Politologe.